

Von R. B. in B.



„Wenn abends in der stillen Zelle die Lampe freundlich wieder brennt, dann wird's in unserm Busen helle“, dann tauchen die alten Erinnerungen aus den Jugendentagen in Saarland auf. Ich hole aus meinem Bücherschrank irgendeinen Jahrgang des mir so lieb und unentbehrlich gewordenen „Saarkalenders“ und werde nicht müde zu lesen. Ueber die tapfere Haltung der Heimat freue ich mich, ich bin vergnügt über die Aufzeichnungen aus der unvergessenen Schülerzeit auf dem uralten Pennal der einst so lebensfrohen und übermütigen discipuli der gestrengen und gelehrten Herren doctores philosophiae. Alles lebt wieder auf, denn auch ich bin, allerdings schon Jahrzehnte der Heimat fern, wenigstens geistig, „in Saarabien geboren“. Freilich, der Weg dahin ist mir heute zu weit, der „S.-K.“ wird die Kilometer überbrücken.

Kleine Ursache, große Wirkung, Drehorgel und Neubau.

Die heutige altkatholische Kirche war damals die Herberge klassischer Weisheit; von ihrem Geiste, der Kultur der ollen Griechen und Römer merkten wir zu wenig, von der Grammatik der alten Sprachen leider zu viel.

Die Räume reichten schon lange nicht aus, auch provisorisch errichtete Baracken halfen wenig. Dazu wald' ein Lärm von der Straße her, besonders an den „Musiktagen“, wenn die meist jämmerlich quietstschenden Drehorgeln ihre melancholischen Tongeräusche erschallen ließen. Für die Schüler boten sie natürlich eine willkommene Abwechslung, aber die armen, nervösen Lehrer! Und doch sollte kein Saarbrücker die Drehorgeln schelten, denn ihnen verdankt er zum Teil, daß er nachher ein so schönes Gymnasium in der Bleichstraße (ihr Name avancierte ja später) bekam. So hat es wenigstens der „Direz“ der neunziger Jahre einmal bestimmt erzählt. Der Herr Provinzialschulrat erschien plötzlich auf der Bildfläche und sollte feststellen, ob es mit der geforderten Errichtung eines neuen Heims wirklich so nötig wäre. Er wohnte einer Unterrichtsstunde bei, als plötzlich draußen eine Drehorgel den damals beliebten Schläger loslieh: „Im ganzen lieben deutschen Reich ist Sonntagsruh . . .“ Und dann, um alle Herzen zu gewinnen und zu rühren, erklang zu den wimmernden Klängen des Leierkastens die krächzende Füstelstimme einer Frau, sie sang das zu jener Zeit „hervorragende“ Lied vom Leid der Liebe: „Warum weinst du, schöne Gärtnersfrau-au-au, weinst du um der Deilchen blau-au-au, nein, um dies alles, alles weint ich ni-i-i-cht“ usw. Dieser Kunstgenuß konnte Herzen rasend machen und Steine erweichen. Entsetzt sandte der gleichfalls anwesende „Direz“ ein Stück Geld hinaus, damit der Orgelman Ruhe gebe und weiterziehe. Weil er aber gleich 50 Pfennig erhielt, hatte der Leiter der sog. humanistischen Drillanstalt die Freude zu sehen bzw. zu hören, daß sehr bald eine Musika nach der andern draußen loslegte . . . 50 Pfennig waren von Silber und recht viel Geld, sie konnten alle Orgler der Welt begeistern. Der indirekte Erfolg aber war der, daß der großmächtige Mann aus Koblenz sehr überzeugend zu berichten wußte von der absoluten Notwendigkeit eines Gymnasialneubaues in Saarbrücken.



Im Jahre 1891 wurde dieser denn auch fix und fertig und eingeweiht. Das neue Heim war groß und fein. Auch ein großer umzäunter Platz war da. Aber man mußte in den Pausen immer zwischen dem Eisengitter dieses Platzes bleiben und konnte nicht hinaus . . . Zwar konnte man im Winter da „schneeballern“

und bei gutem Wetter „fußballern“ (dieser edle Sport war damals gerade frisch aus dem verd pardon: vervetterten Albion importiert), aber oft war es doch recht langweilig, meistens gingen wir ehrbar wie die jungen Damen einer Pension reihweise spazieren. Da war es im alten Gymnasium doch schon netter!

Die Studien im Bäckerladen und die „Tulpe“ im Café Englert.

Im alten Bau konnte man, wenn man wollte, rasch in die Wilhelmstraße laufen oder auch in die Eisenbahnstraße, um zu sehen, was es Neues gäbe. Ja, es gab da — am linken Eck des Gymnasiums — eine schmale Gasse, die zur Schloßstraße hinaufführte. Dort lag gleich rechts eine Bäckerei, wo es sehr leckere Brötchen gab, und nicht nur das! Der biedere Meister — o, könnte ich doch sein treuerhziges Gesicht mit dem Bart und den bebrillten Augen malen! — hatte ein tiefes Verständnis für die Sorgen der nach Geist und Weisheit lechzenden Pennäler. Deshalb stand auf der Theke immer ein großes Tintenfaß. Wer zu Hause seine Wissenschaft noch nicht vollkommen gemacht hatte, konnte hier seinen Fleiß beweisen, indem er sogar die Pausen benutzte zur Ergänzung seiner Rückstände. Man sollte es nicht glauben, wie eifrig solch ein Pennäler sein kann! Wenn dann aber durch das heiße Bemühen zum Hunger noch Durst gekommen war und noch Zeit, konnten wir es riskieren, vom Bäckerladen in die Wirtschaft links am Gäßlein zu schlüpfen und eine Tulpe oder auch schnell zwei zu vertilgen, falls die nötigen Moneten reichten. Aber es muß gesagt werden, daß besagte Tulpe unter Umständen doch sehr gefährlich werden konnte. Wollten wir, wieder neugestärkt für grammatikalische Kniffe, aus dem Hausflur der Wirtschaft auf die Straße schlüpfen, konnte es zu leicht passieren, daß wir einem gar gestrengen Herrn Lehrer in die Arme liefen, der von seiner Wohnung im alten Schloß her seiner Arbeitsstätte zustrebte und an den man in der Hast nicht dachte. Es war ein sehr pflichteifriger und opferbereiter Mann, dessen Heimgang mir zu Herzen ging. Ehre seinem Andenken! Seinen Schülern pflegte er zwar die alten Deutschen als Vorbild und Muster hinzustellen, aber nicht, weil sie immer noch eins usw. gern genehmigten. Für die unerlaubten Gelüste seiner jungen „Saardeutschen“ nach „Met“ hätte er schwerlich Verständnis gehabt, am wenigsten in den Pausen des Unterrichts . . . Gefährlich ist's, den Leu zu wecken, droben im altersgrauen Turm des Pennals gab es der Sage nach einen „Karger“, schlimmer noch drohten das „Consilium abeundi“ und das „Geschäftwerden“. Man hatte warnende Beispiele erlebt bei dem Verstoß gegen die guten Sitten, wozu auch das kühle Bier auf die heiße Wissenschaft sicher rechnete.

Der geprellte Aristoteles.

Im Neubau des Gymnasiums war es für die durstigen Seelen langweilig. So war es kein Wunder, daß die Tatelust der Primaner sich ein anderweitiges Betätigungsfeld suchte. Nun hatte „Ja“ — es war im Jahre 1892 — ihre Studierstube im dritten Stock des rechten Flügels, nahe bei der Aula. Von dem Flur aber ging eine Treppe hinauf in den Dachraum des Gebäudes; hier war ein Zimmer abgekleidet mit Regalen zur Aufbewahrung von alten Akten und dergleichen. Die Türen zu diesem Speicher und dem genannten Raum standen meist offen. Dies alles hatten die Primaner bald ausgekundschaftet, und so kam es, daß sie dort in den Pausen es netter fanden als unten im Hof. Man konnte da ungestört wie einst im Bäckerladen seine Lücken ausfüllen, sogar eine „Upman“ anstecken, wenn man eine hatte (die Zigaretten waren damals noch nicht modern). Wenn der Professor „du jour“ dann kam, um sich in den Pausen zu überzeugen, ob die Primaner auch für rechte Entlüftung ihres Schulzimmers sorgten, war die „Ja“ in der Regel schon ganz leer. Aber merkwürdig war es auf die Dauer, daß keine grüne Mütze — solche waren die Zier der „Ja“ — auf dem Platz drunten zu sehen war, und wenn einer besonders gerufen werden sollte, war er nicht zu finden.

Die Sache mit der so ersehnten frischen Luft auf dem umzäunten Vorplatz mußte also einen Haken haben. Nun war da unter den Herrn Professoren einer mit einer mächtig hohen Stirn und klugen Augen. Er hatte den Aristoteles besonders eifrig studiert und eine Broschüre darüber geschrieben, die er — wahrscheinlich in Ermanglung besseren Abjages — allen Sekundanern und Primanern

verehrt hatte. Wir wollen ihn also auch hier wie einst „Aristoteles“ nennen. Sollte aber einem solchen Mann, der mit der „Logika“ aufstand und zu Bette ging, die Klugheit eines Primaners, eines angehenden „Maultiers“, gewachsen sein? In der Tat hatte er die Schuld bald spitz und beschloß, die Uebertreter der Ordnung in flagrante zu ertappen.

Es gelang ihm auch, nicht zuletzt infolge des sträflichen Leichtsinnes der Primaner, die sich in ihrem Burgverließ schon so sicher fühlten, daß sie alle Dorfsicht außer acht ließen. . . . Eben war alles wieder droben versammelt und hatte sich gerade wieder mit allerlei Allotria häuslich eingerichtet, da platzte „Aristoteles“ in die überraschte Schar. Quos ego! (Wart', ich will euch!) Natürlich gabs jetzt ein großes Flüchten. Alles strömte eilig zum Speicher hinaus und die Treppe hinab. Nur zwei hielten es für richtiger, sich in den Aktenraum zu verkriechen und sich hinter die aufgestapelten Bündel zu verbergen. Aber „Aristoteles“ war nicht nur eine wissenschaftliche „Luz“, sondern auch ein Luchs! Er hatte die beiden Heimtücker doch erspäht, obgleich er nicht feststellen konnte oder wollte, um wen es sich handelte. Der kluge Mann hatte seinen Kriegsplan alsobald fertig. Die beiden mochten in ihrem Versteck bleiben, er würde sie schon holen! So machte er die Tür des Aktenzimmers zu — sie hatte keinen Drücker, sondern nur Oesen zur Aufnahme eines Hängeschlosses —, suchte sich eine starke Kordel und band die Türe von außen fest zu. Also, sie waren „verwitscht“!

Ihre Not war auch groß genug. Die Pause mußte bald herum sein, die Unterrichtsstunde fing an, und man sah da oben im Käfig gefangen. Bis 10 Uhr hatte niemand gefehlt, und jetzt waren zwei Plätze leer; das mußte bei nur 13 Primanern auffallen. Kein Wunder, daß man sich erst dumpfer Verzweiflung hingab und allerhand Gespenster am Primanerkimmel herannahen sah. Aber dann rafften sich die Häftlinge doch auf. Sie waren immerhin 18½ Jahre und schon groß und stark. Also heran an die Tür, nachdem man sich vergewissert hatte, daß draußen nichts mehr zu hören war. Zunächst versuchten sie es mit den Armen, die fest gegen die Türe gestemmt wurden; aber der Knoten da draußen hielt fest. Aristoteles hatte vielleicht schon an den gordischen Knoten gedacht, den sein Schüler nachher durchhieb. Die Arme schafften es nicht, so warf man sich halb verzweifelt, halb wütend mit den immerhin schon recht breiten Schultern unausgesezt gegen das Holz der Türe. Und siehe, es schien zu helfen, die Türe fing an, Spielraum zu geben. Und o Glück, man hatte ein langes Messer mit scharfer Klinge bei sich, vorige Woche von Bekannten aus Solingen frisch mitgebracht. Mit diesem gelang es, durch die entstehende Ritze die schlimme Kordel zu erreichen. Rasch fielen die Bande, die Stunde der Freiheit hatte geschlagen! Es gab erst einige Indianersprünge, dann aber hieß es, was nun? In den Unterricht zu gehen, dafür war es doch schon zu spät. Die Türe wird also sorgsam und fest wieder zugebunden und dann schleicht man sich leise die Treppe hinab, jetzt in den Hof und in das Häuschen dahinten. Hier wollte man das Ende der begonnenen Stunde abwarten. Wenn es nicht anders ginge, wollte sich der eine auf Hartleibigkeit, der andere auf Diarrhöe herausreden. Wie es dann endlich wieder klingelt und die kleine Pause beginnt, schnell hinauf in das Klassenzimmer. Ob etwas bemerkt worden sei von unferm Fehlen? Nein, es ist nichts bemerkt worden, jedenfalls ist weder gefragt noch etwas gesagt worden. Der gute „D i r e k t o r“ — denn er hatte gerade jene Stunde doziert — war zu groß, um jede Kleinigkeit zu bemerken und sich damit abzugeben. Das alles wird mit aufatmender Befriedigung festgestellt.

Aber schon gibt's draußen wieder Rumor, und die auf den Flur entsandten Späher stellen fest, daß „Aristoteles“ mit Hilfskräften auf den Speicher rücke. Er selber bilde die „Tête“, der Bibliothekar des Hauses, dem auch das Archiv droben unterstand, und der Pedell mit der Kriegsauszeichnung bilden den Haupttrupp. Nun werden sie ja droben bald die Feinde schnappen, Heu miseris! (Wehe, den Unglücklichen!) Man lauscht gespannt, hält sich aber harmlos und stille in seiner Bank und studiert mit anscheinend riesigem Eifer den Text des gleich an die Reihe kommenden „rasenden Ariag“. Und schon erscheint ein gerötetes Haupt an der Tür, zwei Augen blitzen zornig über die vollständig versammelte Kohorte und, die Stimme vor

Zorn sich überschlagend, heißt es: „Wer war das da oben vorhin? Wo sind die beiden?“ Aber niemand meldet sich, und keiner der Primaner wußte bestimmt, wer oben geblieben sei. Es waren ja auch alle da. Ja, er hatte sie „verwitscht“, aber sie waren wieder „entwitscht“, und wurden niemals „geschnappt“.

Fast ein Dezennium später stand der Schreiber dieser Zeilen — er war natürlich einer der beiden Gefangenen — auf dem großen Bahnhof der Industriestadt O. im Ruhrgebiet. In der Nähe stehen ein Herr und eine Dame, und siehe, als man sich besieht, es ist „Aristoteles“. Jetzt selber „Direz“ hier am Ort, wie man wußte. Aber der große Mann kannte seinen einstigen Gefangenen nicht mehr. Dieser aber lächelte still und verschmüht in Erinnerung an den lustigen Streich auf dem lieben alten Ludwigs-Pennal in Saarbrücken.

Wer der Mitgefangene gewesen ist? Es ist dem Schreiber dieses leid, sagen zu müssen, daß er es jetzt nach 40 Jahren nicht mehr genau weiß. Es könnte einer gewesen sein, dessen Vater Regierungsrat, auch schon öfter im schönen „Saarkalender“ genannt worden ist. Er soll aber, wie mir berichtet worden ist, in Frankreichs Erde ruhen. Dem Schreiber wird er auch als Genosse jener harmlosen Gefangenschaft unvergesslich bleiben. Dem treuen „Saarkalender“ hiermit noch herzlichen Gruß und ein hoffnungstreiches Glückauf!

Die Nummer vom geschtrige Owend

Von L. D.

In der Gersweilerstroß ime große Haus im dritte Stock wohnt der Herr Miller mit seiner Fraa. E stiller, älterer Mann, der, seit er pangioniert is, nur fir sei Passione läbt: er sammelt nämlich Briefmarke. Stunnelang kann der Mann in seiner Stubb hucke vor seinem Tisch und sei Briefmarke mit der Lup begucke. Da heert un sieht er nix vun dem Paschtwahngeratter, vun de Kinner im Hof un vun de Hund vorm Haus. Er hat sei Briefmarkealbum vor sich leie und wechselt die Marke, un tauscht un rangschiert se aus, in der Geschicht der Briefmarke kennt er sich aus.

Sei Fraa versteht das nit. Geh doch liewer emohl enaus an de Deitschmihleweiher, in de Wald, saht sie. Immer die dumme Marken! Awer Herr Miller will nit. Er is in sei Briefmarke verliebt. „Wann ich emohl schterwe,“ saht er, „dann hinnerlaß ich Dir das Album. Do kannst Du mei Leich davon bezahle, und dei schwarz Kledage dazu.“ Wo is dann Ihr Mann? frohe als die Nachbarsleit. Von dem sieht mr jo die ganz Woch nix . . . Der huckt bei seine Briefmarke, saht sei Fraa. Sie wiffes schun all, daß der Herr Miller e bißche dohrtig is. Wann er daherkommt mit seinem große schwarze Hutt, dann guckt er niemand ahn und grießt niemand, dann denkt er an nix wie an sei Marke . . . Es ist e fix Idee vun em, sahn die Leit.

Awer er hat noch meh fixe Idee, wie das so is bei stille Männer. Sei Zeitung . . . Er will die Saarbricker Zeitung nit in de Hausgang geschmüß han, wo die Kinner druff trampele, un will se aach nit in de Briefkastche vor seiner Diehr gesteckt han, weils schon vorkumm is, daß se ihm eener stiebt hat. Er willse aach nit unner der Diehr durchgestoch han, wie das Zeitungskätt es als macht, wanns nit viel Zeit hat . . . Der Herr Miller is e pinktlicher, ordnungsliewender Mann, un er ment, wann das Zeitungskätt Zeit hätt, mit de Leit im Hausgang zu schwäke, dann häts aach Zeit, an seiner Diehr zu klingele, un zu waarte bis ihm uffgemacht wird. Un vun seiner Fraa verlangt er nix, als daß se ihm die Zeitung scheen gefalt uff de Schreibdisch legt, unner dene Granatsplitter, wo er selwer uffem Spicherer Feld gefun hat . . .

Awer das is jo dene Weibsleit nie beizubringe. Immer hat sei Fraa e Ausredd, wann die nei Zeitung nit do is. Jede Owend geht das selwig Besuch un Gemachs los in dene Stubbe, un in der Rich . . . Wo is nur die